

Stiften als Ausdruck ethischen Handelns

**Bischof em. Karl Ludwig Kohlwege Rede
anlässlich des 1. Schleswig-Holsteiner Stifterforums
Hohes Arsenal in Rendsburg, 22. Oktober 2005**

Sehr geehrte Damen und Herren,

es ist ein hilfreicher Zufall, dass dieses 1. Schleswig-Holsteinische Stifterforum von Daten und Ereignissen umgeben ist, die direkt oder indirekt auf unser Thema bezogen werden können. Stiften ist eine Form des Umgangs mit Eigentum und anvertrauten Mitteln für bestimmte Zwecke, die mehr in sich schließt als ein rechtstechnisches Handhabungs- und Einsatzproblem. Stiften berührt Grundfragen der menschlichen Existenz in ihrem Verhältnis zu materiellen Ressourcen, deswegen lasse ich es mir und Ihnen nicht entgehen, auf den datumsmäßigen Kontext unserer Veranstaltung einzugehen. Ich will damit eine biblisch-ethische Einstimmung versuchen.

Der reiche Kornbauer

Am 2. Oktober haben wir das Erntedankfest gefeiert. Mit diesem populären Fest ist die berühmte Geschichte vom reichen Kornbauern verbunden, die im Erntedankgottesdienst als Evangelium verlesen wird.

Sie geht aus von einer Erbauseinandersetzung, in der Jesus Partei ergreifen soll. Jesus lehnt das ab. Wer einmal einen Erbstreit erlebt hat, diesen unerbittlichen Krach nach einem Todesfall, versteht das. Aber Jesus hält sich nicht nur eine unangenehme Sache vom Halse, er wird grundsätzlich: „Sehet zu und hütet euch vor aller Habgier; niemand lebt davon, dass er viele Güter hat“.

Und dann als Illustration für diese Maxime das Gleichnis vom reichen Kornbauern, dem all seine vielen Güter nichts nützen, für den es kein Erntedankfest mehr gibt. Dieser Mann hat in der Auslegungstradition Karriere gemacht als die Verkörperung des Materialismus, für den nur Besitz, Geld und Gut zählen.

Aber ist er das wirklich? Er hat eine sehr gute Ernte gehabt, so überreich, dass die vorhandenen Vorratseinrichtungen den Segen nicht fassen können. Neue größere Scheunen zu bauen, ist nicht Habgier, vielmehr vernünftiges, die Zukunft bedenkendes Management, wie von Josef in Ägypten praktiziert.

Ein Workaholic scheint der Bauer auch nicht zu sein. Er will feiern: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und habe guten Mut!“ Er will ausspannen und die Früchte der Arbeit genießen. „Nur Arbeit und Streben war seine Leben“ kann man fairerweise nicht über seine Todesanzeige setzen.

Also: der reiche Kornbauer – nicht ohne ansprechende Züge! Aber trotzdem ist etwas faul in diesem Lebenskonzept, so vernünftig, planend, tatkräftig es sich zeigt. Da ist eine verheerende Unordnung: Du Narr!

Da ist ein Schaden, und Jesus nennt diesen Schaden knapp und trocken: nicht reich in Gott.

Diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern – und was war's dann? Dann bleibt das Angehäufte – und sollte das alles gewesen sein?

Nicht reich bei Gott – wie lässt sich diese Armut beschreiben? Der Kornbauer sagt verdächtig oft „Ich“, ein mögliches Indiz für seine Kernschaden: „Was soll ich tun? Ich habe nichts, wohin ich meine Früchte sammle... Das will ich tun: ich will meine Scheunen abbrechen und größere bauen... Ich will sammeln... Ich will sagen zu meiner Seele: Du hast einen großen Vorrat, habe nun Ruhe“ – Ich, ich, ich – auch das Du am Ende ist nichts anderes, eine einsame, isolierte Gestalt.

Ein gewaltiger Segen ist ihm zugefallen, aber der ist nur ein technisches Problem, kein Staunen, kein Dank, von der Bereitschaft abzugeben ganz zu schweigen, kein Du! Selbst beim Feiern nur „Ich“, wenn er da wenigstens „Wir“ gesagt hätte: wenn alles unter Dach und Fach ist, dann wollen wir essen und trinken, die Familie, die Freunde, die Belegschaft. Das Ich verdrängt alles: reich im Ich und arm in Gott.

Das Du ist das Problem des reichen Kornbauern, das Du, das seine Seele in eine ganz andere Richtung weist: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“. Mit dem erhobenen Zeigefinger lässt sich das Du, das die Mauern des Ich überschreitet und den anderen, den Nächsten, ins Blickfeld bringt, nicht herbeizwingen, eher der einladende Hinweis, dass Gott uns Menschen diese Isolation und Vereinsamung nicht zgedacht hat.

Ich sehe im Stiften den Ausdruck einer Existenz, die mit den eigenen Möglichkeiten und Mitteln Grenzen überschreitet, um den Nächsten oder ein ganz bestimmtes förderungswürdiges Ziel zu erreichen und auch um eine zufriedenstellende Antwort zu finden auf die Frage, die Gott in unserer Geschichte stellt: „Wem wird dann gehören, was du angehäuft hast?“ Diese Antwort lautet: was ich habe, will ich nicht nur für mich oder meine Familie einsammeln und festhalten, sondern davon sollen Menschen und Projekte jenseits meiner selbst, auch jenseits meiner Lebensgrenze guthaben – in rechtlich verbindlicher, die Ergebnisse kontrollierender Weise. So wird das Ich des reichen Kornbauern, das wahrscheinlich mehr oder minder stark in uns allen wirksam ist, bemerkenswert geöffnet.

Bibel und Reichtum

Im übrigen stellt die Bibel das Reichsein in Gott und das Reichsein an Dingen nicht als unüberbrückbaren Gegensatz dar. Die Bibel dämonisiert Reichtum nicht, so wenig sie Armut verklärt, sie warnt aber vor den Gefahren und den Versuchungen des Reichtums für den Einzelnen und die Gesellschaft (vgl. Rainer Kessler: ‚Biblische Blicke auf den Reichtum‘ in: ZEITZEICHEN 10/2003).

Der König Salomo ist die Verkörperung des von Gott gesegneten Reichen: „So wurde der König Salomo größer an Reichtum und Weisheit als alle Könige auf Erden“ berichtet stolz das 2.Chronikbuch (9,22) – dabei hatte Salomo von Gott nichts anders erbeten als ein verständiges Herz (es bewährt sich bei der ‚salomonischen‘ Entscheidung im Streitfall der beiden Mütter), zum Lohn erhält er zusätzlich Reichtum und Ehre. Reichtum wird in der Bibel nicht eingleisig auf eigene Tüchtigkeit oder pures Glück zurückgeführt, sondern ist Gabe Gottes. „Der Segen des Herrn, der allein macht reich, eigenes Mühen tut nichts hinzu“, heißt es – zweifellos zugespitzt – in den Sprüchen Salomos (10,22).

Es gehört zum biblischen Realismus festzuhalten, dass Reichtum mit der Angst belastet ist, ihn zu verlieren. „Den Reichen lässt sein Überfluss nicht ruhig schlafen“ weiß der Prediger Salomos auch (5,11). Und – dies zählt ebenfalls zum biblischen Realismus – dem Reichtum wohnt die Tendenz zum Grenzenlosen inne. Die Anhäufung von Verbrauchsgüter stößt auf natürliche Grenzen, wer sie wie eine frühere philippinische DiktatorsGattin mit mehreren 1000 Paar Schuhen überschreitet, macht sich lächerlich. Geldbesitz dagegen ist grundsätzlich grenzenlos. „Wer das Geld lieb hat, wird des Geldes nicht satt“, sagt deswegen der Prediger (5,9). Mitnahmeeffekte, Abzocken, rücksichtslose Bereicherung gab es damals und gibt es heute, ihre sozial zerstörerische Wirkung, ihr zersetzender Einfluss auf das Zusammenleben der Menschen sind die gleichen, ich brauche die entsprechenden Beispiele aus der Gegenwart nicht aufzuzählen.

Auf diesem Hintergrund ist es nicht übertrieben zu sagen, dass sich in Stiftern und Stiftungen, in einer bewusst gepflegten und sich selbstbewusst darstellenden Stiftungskultur eine heilsame und notwendige Gegenbewegung manifestiert, auch wenn die Initiatoren daran zu allerletzt oder gar nicht denken sollten.

Der Gefährdung durch Reichtum hat Jesus den schärfsten Ausdruck gegeben durch seine apodiktische Gegenüberstellung: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ (Matth. Ev. 6,24). Jesus wählt mit Bedacht kein neutrales Wort wie Reichtum oder Wohlhabenheit, sondern eine dämonische Verführungsmacht. Wo Geld und ökonomischer Eigennutz einen Menschen oder eine Gesellschaft beherrschen und zu letzten, alles beherrschenden Werten erklärt werden, nehmen sie die Stelle Gottes ein. Wir brauchen Einspruch gegen die Mammonisierung der Welt, gegen die Alleinherrschaft dieses Gottes. Wir brauchen Menschen, die durch ihren Umgang mit materiellen Gütern deutlich machen, dass sie sich seinem Diktat nicht beugen und ihm nicht die Definition des bestimmenden Wertekanons überlassen. Sie beharren darauf, dass Bildung, Kultur, Religion, Wissenschaft, Solidarität, Eintreten für Unterprivilegierte, soziale Wärme unerlässlich sind für den Reichtum einer Gesellschaft.

Woran du dein Herz hängst...

Ich komme zum 2. Kontextdatum: 31. Oktober, Gedenktag der Reformation: Gott und Mensch begegnen sich neu in der Wiederentdeckung des Evangeliums von der freien Gnade Gottes. In seiner genialen Erklärung zum 1. Gebot im Großen Katechismus von 1529 räumt Luther kühn alles Theoretisieren und Spekulieren über Gott beiseite und greift nach der Mitte des Menschen: „Was heißt ‚einen Gott haben‘ oder was ist Gott? Antwort: ein Gott heißt das, von dem man alles Gute erwarten und bei dem man Zuflucht in allen Nöten haben soll, so dass ‚einen Gott haben‘ nichts anderes ist als ihm von Herzen trauen und glauben; wie ich oft gesagt habe, dass allein das Vertrauen und Glauben des Herzens beide macht: Gott und Abgott... Denn die zwei gehören zusammen, Glaube und Gott. Woran du nun dein Herz hängst und dich darauf verlässt, das ist eigentlich dein Gott“.

Also: die Sache mit Gott wird nicht in irgendwelchen klugen Gedanken, sondern in der Praxis des Lebens entschieden. Die Gottesfrage ist keine spekulative Angelegenheit, sondern zielt auf uns selbst: Worauf bauen wir? Wie ist das

tatsächliche Fundament unseres Lebens beschaffen? Was erklären wir zu dem, „was uns unbedingt angeht“? – um es in der Sprache Paul Tillichs zu sagen.

Luther weiß, dass Geld, Besitz, Klugheit, Macht, Einfluss, Ehre die Rolle Gottes übernehmen können und damit aus Gaben und großartigen Chancen Götzen werden, sie machen nicht frei, sondern abhängig. Es wird ein ständiger Kampf sein in uns zwischen den faszinierenden Abgöttern und dem wahren Gott, der unser Herz sucht und uns „unbedingt angehen“ will. Luther schließt seine Auslegung mit: „Lasst uns das erste Gebot gut lernen (vom Vertrauen und der herzlichen Zuversicht)... So dass wir richtig und grade unseren Weg gehen und alle Güter, die Gott gibt, nicht weiter brauchen als wie ein Schuster seine Nadel, Ahle und Draht zur Arbeit braucht und danach hinweglegt, oder wie ein Gast Herberge, Nahrung und Lager allein zum zeitlichen Bedarf braucht; (und so tue) ein jeglicher in seinem Stand nach Gottes Ordnung und lasse nur deren keines seinen Herrn oder Abgott sein“.

Alles, was wir haben, sind Instrumente für das Handwerk des Lebens. Der Reformator sagt: gebraucht sie in Freiheit und Vernunft und lasst sie Gutes wirken. Damit wird einem Kernelement des modernen Stifterwesens der Weg bereitet: Eigentum als Instrument, als Mittel zum Zweck, es ist – ganz oder partiell – dazu da, etwas damit zu wollen.

In seiner großen Schrift von 1520 „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ setzt sich Luther im Zusammenhang mit den guten Werken auch mit dem mittelalterlichen Stiftungswesen auseinander, dem viele Kirchen und Klöster ihre Existenz, ihren Landbesitz und ihre oft prachtvolle Ausstattung verdanken. Vorherrschendes Motiv dieser Stiftungen ist die Erlangung des eigenen Seelenheils durch verdienstvolles Tun. Luther hält dagegen: „Wenn ein Werk nicht darauf ausgerichtet ist, dem anderen zu dienen,... dann ist es kein gutes christliches Werk. Daher kommt es, dass ich die Sorge habe, dass wenige Stifte, Kirchen, Klöster, Altar, Messe, Testament christlich sind.... Denn ich fürchte, dass in dem allen samt und sonders jeder nur das Seine sucht in der Meinung, damit seine Sünde zu büßen und selig zu werden. Das kommt alles aus Unwissenheit des Glaubens und der christlichen Freiheit. Und etliche blinde Prälaten treiben die Leute dahin und preisen solches Wesen, schmücken sich mit Ablass und lehren den Glauben nimmermehr.

Ich rate dir aber, wenn du etwas stiften... willst, so tue es nicht in der Meinung, dass du dir etwas Gutes tun willst, sondern gib es frei dahin, damit andere Leute das genießen können, und tue es ihnen zugut; dann bist du ein rechter Christ.... Sieh, so müssen Gottes Güter aus einem in den anderen fließen und allgemein werden, damit jeder sich seines Nächsten annimmt, als wäre er es selbst...

Ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christus und in seinem Nächsten; in Christus durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fährt er über sich in Gott, aus Gott fährt er wieder unter sich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe.

Sieh, das ist die rechte, geistliche, christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, die alle Freiheit übertrifft wie der Himmel die Erde. Das gebe Gott uns recht zu verstehen und zu behalten“.

Es ist unschwer zu erkennen, dass in dieser Freiheit die Revolutionierung der sozialen Verantwortung und Fürsorge ihre Wurzeln hat, die der Reformator Bugenhagen ins Werk setzt: nicht mehr der Eigennutz der Spender steht im Mittelpunkt, sondern die Bedürftigkeit der Bedürftigen und die Bekämpfung der Ursachen von Armut und Elend.

Ebenso ist offenkundig, dass die großartige Definition Luthers „ein Christenmensch lebt nicht in sich selbst, sondern in Christus und in seinem Nächsten“ so etwas wie ein Grundmodell des Stifters auch in säkularisierter Zeit beschreibt: er lebt nicht nur in sich selbst, er hat nicht nur sich selbst als Bezugspunkt, er denkt und agiert in einem weiteren Rahmen, er „wuchert“ – wiederum biblisch gesprochen – „mit seinen Pfunden“, und zwar nicht nur für sich selbst.

Weihe der Frauenkirche Dresden

Ich komme zu meinem 3. Kontext-Datum, es liegt einen Tag vor dem letztgenannten: 30. Oktober, ein Ereignis in wenigen Tagen, das einen weltweiten Widerhall finden wird: Weihe der wiederaufgebauten Dresdner Frauenkirche nach sensationell kurzer Bauzeit von nur 12 Jahren. Der vielbeschworene Canaletto-Blick, die großartige Silhouette der Dresdner Altstadt mit Augustus-Brücke ist wiederhergestellt.

Im Magazin für Denkmalkultur in Deutschland „Monumente“ ist zu lesen: Die wiederaufgebaute Frauenkirche „ist ein sichtbares Zeichen dafür, was Wille und Emotion von Bürgern bewirken können, deren Wunsch es ist, der Zerstörung nicht das letzte Wort zu geben, stattdessen Hoffnung und Zuversicht zu verbreiten“.

Realisiert wurde dieser Wunsch durch die „Stiftung Frauenkirche Dresden“. Meinungsstreit und Richtungskämpfe von Wiederaufbauegegnern und -befürwortern waren vorangegangen, aber der Widerstand legte sich, und 1993 konnte die praktische Arbeit mit der Entrümmern beginnen. 1994 entschlossen sich die Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens und der Freistaat Sachsen, eine Stiftung bürgerlichen Rechts zu errichten, die Eigentümerin der Kirche wurde, die Bauherrschaft übernahm und die mannigfachen Förderaktivitäten koordiniert. „Wille“ und „Emotion“ der Menschen hatten eine Plattform gefunden, auf der Erstaunliches geschehen ist und wohl noch Erstaunliches zu erwarten ist. Ein weltweites Netz von Förderinitiativen ist entstanden, ein Großteil der Baukosten von 131 Mio. € wird durch private Spenden aufgebracht. Ein Starttrompeter spielt unzählige Benefizkonzerte, eine Bank, die in Dresden ihren Ausgang nahm, vertreibt „Stifterbriefe“ und schafft so eine Haupteinnahmequelle, ein deutscher Nobelpreisträger für Medizin stiftet den größten Teil seines Preisgeldes, aus England kommt das Kuppelkreuz als leuchtendes Zeichen der Versöhnung, das deutsche Tischlerhandwerk stiftet die 7 Eingangstüren als Meisterwerke seiner Zunft, das Bundesfinanzministerium lässt Sondermünzen prägen usw. usw. – eine grandiose Erfolgsgeschichte.

Sie werden sagen, das ist eine unvergleichliche Situation, ein einmaliger, so nicht wiederkehrender Anlass, Wille und Emotion zu mobilisieren. Mit dieser Stiftung kann in Volumen und Aufwand keiner mithalten. Das ist richtig. Aber ich meine, man kann von Dresden lernen:

- Der Wiederaufbau ist nicht verordnet worden, der Entschluss zu diesem Schritt ist aus einer intensiven Kontroverse hervorgegangen.
- Menschen sind gewonnen worden, die den Wiederaufbau der Kirche zu ihrer Sache gemacht haben. Aus dem Vorhaben Einzelner wurde ein Gemeinschaftsprojekt. Die enorme Dynamik, die dieses Projekt auszeichnet, hat sich nicht von selbst eingestellt, sondern ist erarbeitet worden, dabei spielt immer wieder der Einsatz von Prominenten eine Rolle.
- Das Bemühen um Transparenz ist offenkundig. Kontinuierliche, professionelle Werbeaktionen begleiten den Bau, Unterrichtung über Spendeneingang und Baufortschritt haben von Anfang an Interesse und Anteilnahme der Menschen ernstgenommen. Jedermann hatte durch einen Gitterzaun Einblick in die perfekt organisierte Baustelle.
- Der Bau wurde begonnen, als erst ein Bruchteil der schon 1993 feststehenden Baukosten gesichert war, es war ein Bau „auf Hoffnung“. Die Öffentlichkeit hat dieses Vorgehen als ein sehr mutiges Zeichen honoriert.
- Die Kirche ist in Etappen fertiggestellt und zur Nutzung freigegeben worden, die Unterkirche schon seit 1996, die Aussichtsplattform in der Kuppel seit diesem Frühjahr. Die Kirche lebt schon als Baustelle und muss nicht erst belebt werden.

Die Inszenierung der Stiftung Frauenkirche empfinde ich als beispielhaft. Was sich wie ein selbstlaufender Prozess ausnimmt, ist aus harter Arbeit hervorgegangen und bedarf ständig harter Arbeit.

Dresden steht auch exemplarisch für den Wandel im Charakter von Stiftungen. In einer Studie der Bertelsmann Stiftung über „Stiften in Deutschland“ heißt es: „Traditionell wurden Stiftungen gegründet, um Geld auszugeben; heute hingegen werden viele Stiftungen gegründet, um Geld zu sammeln. Viele Stifter betreiben Fundraising, um zusätzliche Mittel für ihre Sache zu gewinnen; zahlreiche Gemeinschafts- und Bürgerstiftungen bemühen sich um Spender und Zustifter. Diese Bemühungen haben dazu geführt, dass Stiftungen ihren Charakter gewandelt haben und auch in der Öffentlichkeit nicht mehr als unabhängige Geldgeber, sondern als Geldsammler wahrgenommen werden“ (S. 17f.).

Zweifelloso gilt das für die Mehrzahl der in den letzten Jahren gegründeten kirchlichen Stiftungen, sie sind Fundraisingunternehmen, um zusätzliche Mittel für bestimmte Arbeitsfelder, z.B. Jugend, Musik, Umweltschutz, einsetzen zu können. Manche allerdings lassen die Kernelemente von Dresden: Transparenz, Werbung, Wachhalten des Interesses, Information über Erreichtes, vermissen.

Bestehende kirchliche Stiftungen begnügen sich oftmals wie andere säkulare Stiftungen mit dem vorhandenen Kapitalstock und seinen Erträgen, sie nehmen noch die eine oder andere Spende und Zustiftung entgegen, aber im großen und ganzen verzichten sie darauf, „Wille“ und „Motivation“ anzuspornen. Neuentstehende Stiftungen können sich diese Politik auf keinen Fall leisten.

Bisher haben die Kirchensteuereinnahmen Stiftungen zu einer Randerscheinung im kirchlichen Finanzierungswerk gemacht, das wird sich ändern und ist schon dabei, sich zu ändern.

Ich selbst bedaure es, in Zeiten reichlicher fließenden Geldes die Gründung von kirchlichen Stiftungen nicht stärker propagiert zu haben, um ergänzende Finanzierungsmöglichkeiten für genau abgesteckte Projekte zu schaffen. Die Stiftung für Kirche und Diakonie „In Würde alt werden“, 1990 von der Nordelbischen Kirche, Kirchenkreisen und der Evangelischen Darlehensgenossenschaft mit einem Grundkapital von 1 Mio. DM gegründet, bleibt ein leuchtendes Einzelbeispiel für das Ziel, unter dem Signum „Würde“ innovative Möglichkeiten für das Leben alternder Menschen zu erschließen.

Aber noch ist es nicht zu spät. Die Überzeugenden und Phantasiereichen sind gefragt, die es verstehen, auf Menschen zuzugehen, die sich nicht zu schade sind, „Klinken zu putzen“, um Unterstützung für ein wichtiges Anliegen zu gewinnen. Menschen mit Namen und Reputation, die Anspruch auf Gehör und Prüfung ihres Anliegens erheben können, denen man also nicht einfach die Tür vor der Nase zuschlagen kann, haben erfahrungsgemäß dabei eine sehr hilfreiche und förderliche Funktion. Sie brauchen sich auch nicht zu scheuen, Luthers Ratschlag der Selbstlosigkeit etwas zu variieren, indem sie dem Namen von Spendern und Stiftern einen gebührenden, dauerhaften und öffentlich wahrnehmbaren Platz geben. Es gibt eine Sehnsucht des Menschen, dass sein Name nicht nur auf seinem Grabstein erscheint. Es dürfte nicht unethisch sein, dieser Sehnsucht entgegen zu kommen. Ich bin sicher, dass diese stiftungspraktischen Dinge auf unserem diesem Forum zur Sprache kommen werden.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.